

Diese Situation ins Gebet nehmen

Corona, Kirche und Gesellschaft: Ein Gespräch mit Heisenberg-Professor Martin Kirschner

Die Covid-19-Pandemie hat den Globus seit Monaten fest im Griff. Die geistliche Dimension der Krise geht einher mit notwendigen Wandlungsprozessen in Kirche und Gesellschaft. Wo stehen wir und wie geht es weiter? Die Kirchenzeitung sprach mit dem renommierten Eichstätter Theologen Prof. Dr. Martin Kirschner.

Kirchenzeitung: *Wie lässt sich der momentane Zustand beschreiben, was macht die Krise mit uns?*

Kirschner: Im Grunde genommen greifen drei Krisen ineinander, die durch Corona sichtbar werden. Einerseits der Ausbruch des Virus selbst, das Risiko, mit dem er konfrontiert. Andererseits die Folgen der Maßnahmen, die ergriffen wurden, der Lockdown und seine Konsequenzen. Zum dritten werden die tieferen Krisen sichtbarer, die unsere Gesellschaft, unsere Kirche und unseren Planeten bedrohen. Die ökologisch-soziale Krise hat eine größere Wucht als ein Virus. Und wir müssen uns dazu verhalten. Eine „Krisis“ ist im theologischen Sinn auch ein „Kairos“, eine Zeit zum innehalten und umkehren, eine Situation der Entscheidung, in der Dinge ans Licht kommen, sich zum Besseren oder zum Schlechteren wenden.

Covid-19 konfrontiert uns mit einem Risiko, das schwer einzuschätzen ist – angesichts dessen man aber nicht nicht handeln kann. Man muss unter einer ganz großen Ungewissheit handeln. Insofern beneide ich die Politiker nicht, die Entscheidungen treffen und dafür geradestehen müssen. Aus theologischer Sicht ist wichtig: Die Krise konfrontiert uns mit unserer Endlichkeit, Sterblichkeit und Verletzlichkeit. Nicht nur als einzelne, sondern als Gesellschaft und als Planet. Und sie konfrontiert uns mit unserer Fehleranfälligkeit in der Reaktion darauf.

Mitte März gab es den Lockdown in Deutschland. Nach einigen Wochen ging es Schritt für Schritt zurück in die Normalität. Hatten Sie den Eindruck, dass erst dann die richtige Krise begann?

Kirschner: Das sind eher unterschiedliche Phasen einer Krise. Wenn Sie einen Unfall haben, haben Sie erst einmal einen Schock. Dann reagiert man im Notfallmodus. Das Virus schien zunächst ein chinesisches Problem zu sein, es war lange nicht klar, wie gefährlich es für uns eigentlich ist. Dann ist man in eine Extremreaktion gegangen. Zu diesem Zeitpunkt habe ich das für notwendig gehalten. Mit mehr Distanz muss man differenzieren, das noch einmal überdenken. Ich bin gottfroh, dass sich die Gesellschaft über den Lockdown streitet, intensiv und öffentlich. Sonst hätte ich Angst um unsere Demokratie. Wir brauchen diese Auseinandersetzung ganz dringend, auch innerkirchlich. Dass die Kirche nicht öffentlich protestiert hat gegen die Art und Weise, wie man mit Schwerkranken, Sterbenden, mit Angehörigen und dann auch mit Verstorbenen umgegangen ist, halte ich im Nachhinein für einen Fehler.

Was hätte man anders machen können?

Kirschner: Viele Menschen wurden alleingelassen, indem

man das Ansteckungsrisiko über alles andere gestellt hat. Gerade in solchen Situationen gibt es humane Werte, die mehr zählen, etwa die Verteidigung der Menschenwürde. Die Kirche hätte anmahnen müssen, dass der Besuch von Schwerkranken möglich ist oder dass bei Begräbnissen unter freiem Himmel nicht nur ein paar Angehörige dabei sein dürfen.

Was lässt sich daraus lernen?

Kirschner: Es ist wichtig, dass man das Ansteckungsrisiko nicht verabsolutiert, sondern relativiert und einordnet. Das Statement von Wolfgang Schäuble war in dem Zusammenhang sehr wichtig: Die Verteidigung des Lebens ist kein absoluter Wert. Wir müssen alle sterben, müssen damit umgehen. Aber die Menschenwürde ist ein absoluter Wert, auch im Sterben und in der Krankheit. Es braucht einen menschenwürdigen Umgang mit jenen, die an der Epidemie oder anderen Krankheiten sterben.

Es ist wichtig, in den Maßnahmen immer wieder neu eine Balance zu finden, die das Leben mit dem Virus ermöglicht und die anerkennt, dass wir mit Risiken leben

müssen. Die Theologie kann in dieser Debatte vor allen Dingen eine gewisse Nüchternheit beitragen. Es kommt darauf an, einander in dieser Sterblichkeit und Verletzlichkeit beizustehen.

Der Grünen-Politiker Boris Palmer hat gesagt: Wir machen hier alles dicht, damit ein paar Leute ein paar Monate länger leben können, die dann ohnehin sterben. Provokant, aber richtig?

Kirschner: Er hat auf Dinge hingewiesen, an denen etwas dran ist. Etwa, dass die Sterbezahlen, die wir ständig hören, Menschen sind, die mit Covid-19 verstorben sind, nicht unbedingt an. Und dass der Lockdown immensen Schaden anrichtet, gerade bei Menschen im globalen Süden. Ein Körnchen Wahrheit steckte drin. Das Problem war, wie er das gesagt hat – das fand ich zynisch. Er könnte sich ja für die Verletzlichsten einsetzen: Menschen im globalen Süden, Flüchtlinge, ausgebeutete Arbeiter hier. Das hat er nicht getan. Man kann nicht die eine Gruppe gegen die andere aufrechnen. Wir müssen uns vor dem Virus schützen, wir müssen auch unsere Eltern und Großeltern vor dem Virus schützen. Auf der anderen Seite werden wir alle irgendwann sterben. Es gilt Risiken abzuwägen, die man nicht gesetzlich oder behördlich regeln kann. Das ist eher Sache der Eigenverantwortung.

Wie lässt sich Corona theologisch erklären oder behandeln? Dass Gott die Menschen nicht mit Seuchen bestraft, sollte inzwischen ein Allgemeinplatz sein.

Kirschner: Es ist eine sehr umfangreiche und komplexe Diskussion geführt worden. Wenn man sagt, die Seuche ist Strafe Gottes, ist das kurzschlüssig und zieht Gott unmittelbar in das Geschehen hinein. Das ist theologisch problematisch und geht nicht. Genauso problematisch ist es zu sagen, Gott habe mit dieser Situation nichts zu tun. Interessanterweise wird die Frage, warum Gott uns so eine Situation zumutet, kaum diskutiert. Ich habe den Eindruck, die Seuche konfrontiert uns mit

ZUR PERSON

Sein Forschungsinteresse gilt insbesondere der Rolle der Theologie in den Transformationsprozessen der Gegenwart: **Prof. Dr. Martin Kirschner** (46) ist seit 2016 Inhaber der gleichnamigen Heisenberg-Professur an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU). Vor wenigen Monaten wurde er zudem Gründungsdirektor des KU-Zentrums Religion, Kirche, Gesellschaft im Wandel (ZRKG), das sich interdisziplinär mit der Thematik befasst. Kirschner wurde 1974 in Bad Kreuznach geboren. Er studierte katholische Theologie und Politikwissenschaften in



Foto: upd/Nowak

Trier und Tübingen. In Tübingen wurde er 2005 promoviert, war als wissenschaftlicher Mitarbeiter und nach der Habilitation 2011 als Privatdozent tätig. 2009 wurde er zum Ständigen Diakon geweiht und übt dieses Amt im Zivilberuf in der Tübinger Pfarrei St. Paulus aus. Kirschner ist Berater der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz. Er hat zahlreiche Veröffentlichungen vorgelegt, unter anderem zur Sozialgestalt der Kirche und zu Grenzfragen von Politik und Theologie. *bb*
Näheres unter www.ku.de/thf/transformationsprozesse/personen/kirschner/

Dingen, die wir verdrängt haben – mit einer Lebensweise, die so nicht zukunftsfähig ist, mit einer Globalisierung, die sehr viel Ungerechtigkeit schafft, mit Krankheit und Tod. Jetzt ist eine Situation, in der man innehalten und versuchen sollte, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Eine Situation der Umkehr, wie auch Papst Franziskus immer wieder deutlich macht.

Ich kann aber die Frage nicht beantworten, warum uns Gott das zumutet. Ich kann nur sagen: Gott begleitet uns in dem, was wir erleben. Und führt uns von daher nicht an der Krise vorbei, sondern durch sie hindurch.

Sie sind selbst Diakon. Wie war Ihr Blick auf das Corona-Glaubensleben? Hat man mit genug Fantasie arbeiten können?

Kirschner: Wir sind in eine Wüste geführt worden, in ein liturgisches Fasten. Selten oder wahrscheinlich noch nie habe ich über so lange Zeiträume nicht Eucharistie gefeiert. Ostern, die ganze Liturgie, da ist so vieles nicht möglich gewesen und ausgefallen. Das greift ganz tief in die Glaubensvollzüge ein. Es gibt den Versuch, diese Wüste zu vermeiden oder zu überspielen durch Aktionismus. Doch es ist wichtig, dass wir dieses Fehlen auch wahrnehmen und durchleiden. Die Wüste ist ein spiritueller Ort, an dem unser Glaube entstanden ist. Wüste, Exil, Karsamstag sind ganz wesentliche Orte. Vielleicht kann so eine Situation zu einer Vertiefung der eigenen Spiritualität führen. Dass ich versuchen muss, die Bedeutung der Eucharistie oder von Ostern, dass im Tod das Leben ist, im Alltag stärker zu suchen. Und eigene Formen und Rituale zu entwickeln, um diese Situation ins Gebet zu nehmen und zu feiern. Da ist sehr viel passiert, was man in der Öffentlichkeit nicht so ohne weiteres sehen kann. Die Internetgottesdienste sind ein Notbehelf, kein Ersatz und keine Lösung.

Was war Ihre Erfahrung als Seelsorger?

Kirschner: Ich habe mich zunächst sehr hilflos gefühlt und überlegt, wie ich mit Menschen in Kontakt kommen kann. Ich bot eine Telefonsprechstunde an, das war aber im Grunde eine sehr hilflose Reaktion. Die wurde auch

nicht wahrgenommen. Es gab andere, die kreativer reagiert haben.

Hatten Sie persönlich einen Moment, in dem sie dachten: In welchen Film bin ich hier geraten?

Kirschner: Interessanterweise nicht. Vielleicht deshalb, weil ich mit der Möglichkeit, dass die Normalität zerbricht und das dahinterliegende Katastrophische ausbricht, sehr viel befasste und unsere Normalität ohnehin für fragil halte. Was mich aber sehr getroffen und hilflos gemacht hat, ist die Form von Isolation und dass viele Menschen auf sich selbst zurückgeworfen waren, anderen nur sehr indirekt begegnen konnten. Da geht genau das verloren, was einem helfen würde, mit solchen

„Wir sind in eine Wüste geführt worden“:

Die Atacamawüste, hier ein Blick ins Valle de Luna in Chile, gehört zu den trockensten Landschaften der Erde.



Foto: epd/Wolffsteiner

Situationen umzugehen: menschliche Nähe, direkte Kommunikation. Das ist auch der Grund, warum ich dafür werbe, dass man an der Universität so bald wie möglich zur Präsenzlehre zurückkehrt.

Der Aufruf www.praesenzlehre.com wurde inzwischen von mehr als 5.000 Hochschullehrern unterzeichnet. Worum geht es da genau?

Kirschner: Der Austausch der Studierenden und Lehrenden ist immens wichtig für die Wissenschaft, für das Lernen, das Studium. Die Öffnung sollte in verantwortlichen Schritten erfolgen. Aber sie ist notwendig auch aus spirituellen und demokratischen Gründen: das reale Zusammenkommen, das Debattieren, die leibliche Begegnung, nicht nur mit Texten oder über „Zoom“.

Sie sind Gründungsrektor des KU-Zentrums Religion, Kirche und Gesellschaft im Wandel, das sich mit Transformationsprozessen beschäftigt. Mehr Transformation als zurzeit geht ja kaum. Das ZRKG auf der Höhe der Zeit ...

Kirschner: ...ich bin ganz verlegen, wenn Sie das sagen. Auch mein Lehrstuhl nennt sich ja so, befasst sich mit Transformation. Man meint dann, Experte zu sein und ganz viel dazu sagen zu können. Im Grunde aber haben wir dieses Thema für die Reflexion und gemeinsame Arbeit gewählt und bewegen uns schrittweise hinein. Durch Corona hat der Aufbau des Zentrums gelitten, weil direkte Kommunikation nicht mehr mög-

lich war und wir auf digitale Formate ausweichen mussten.

Wir leben in einer seltsamen Zeit. Die Welle von Demonstrationen gegen Rassismus und Polizeigewalt hätte ohne Corona vielleicht nicht diese Heftigkeit gehabt. Man könnte von einer weltumspannenden Nervosität sprechen. Wann wird sich die wieder gelegt haben?

Kirschner: Im Moment bricht etwas auf und zeigt sich, was schon lange am Gären ist. Ich glaube nicht, dass sich diese Nervosität so bald legen wird. Es gibt kein Zurück zu einem Normalzustand – außer, dieser wird mit Kontrollmaßnahmen durchgesetzt. Das wäre das Modell China und nicht das, was ich mir wünschen würde. In dieser Zeit, in der vieles wegbricht, kommt es darauf an, dass

die Menschen zueinanderfinden in einer lernbereiten und engagierten Form, ohne sich auf einfache Antworten zu stürzen, auf Kontroll- und Lösungsversprechen. Nur über ein Miteinander kann die Lösung entstehen, die im Moment noch niemand kennt.

Was können die Christen dazu beitragen?

Kirschner: Man muss sich nur ansehen, welch ein Aufbruch in der Kirche die Amazonassynode war. Jetzt erleben wir, dass der Amazonas massiv zerstört wird und mit ihm die Völker, die dort leben. Es ist eine Ohnmachtserfahrung. Doch dass man aus dieser Erfahrung nicht in eine radikale Gegenreaktion geht, sondern das aushält

und versucht, sich mit anderen zusammenzutun, ist eine Notwendigkeit, die sich stellt. Das gilt auch für die Kirche, weil auch ihre Gestalt wegbricht, wie wir sie gewohnt waren. Das heißt, das Wort von Rahner: Der Fromme von morgen wird ein Mystiker sein, oder er wird nicht mehr sein, ist aktueller denn je. Wir müssen lernen, miteinander den Glauben zu leben und die Geschichte zu gestalten, auch politisch. Von daher sehe ich die Demonstrationen eher positiv – sofern sie nicht ins Gewalttätige kippen oder in einfache Freund-Feind-Schemata. Menschen kommen zusammen und versuchen, gegen ein Unrecht und für eine menschlichere Welt einzustehen. Ich habe da große Achtung vor.

Interview: Bernd Buchner